

„Wie die Flamme einer Kerze zurückschlägt, wenn sie davongetragen wird, so wendete sich sein ganzes Herz nach der Heimat zurück, wenn ihn sein Schicksal in die Fremde führte; und je länger ihn die Fremde festhielt, desto glühender war die Erinnerung an die Stätte der Kindheit und Jugend... Selbst als sich in der Welt breiter und gewaltiger die Dinge und das Leben vor seinen Augen entfalteten und der Dichter größere Aufgaben erfasste und durchführte, konnte sein treues Herz nicht unterlassen, wenigstens episodisch Bilder und Gestalten aus der Heimat hineinzuziehen.

Am letzten September 1830 war es, als Josef Rant die Heimat zum erstenmale verließ und seine Wanderung in die Welt antrat. Es geschah, um in Klattau das damals deutsche Gymnasium zu beziehen; im September 1837 wanderte er, mit zwölf Gulden ein für allemal in der Tasche, nach Wien zur Universität. Ein armer Handwerksgefelle aus der Heimat war sein Gefährte; nach sieben Wandertagen, erschöpft und hungernd, betrat er erstaunt und fast erschreckt das brausende Leben in Wien, und — seltsam sind die Wege des Schicksals! — durch dasselbe Thor in Wien*) ist er zehn Jahre später als Abgeordneter des Frankfurter Parlaments hinausgefahren.“

Rant war nicht als Politiker, sondern als Schriftsteller zum Abgeordneten gewählt worden, und den in „Friedrichsthal bei Neumark, im Bezirk Taus“ Gebornen hatte seine engere Heimat entsendet. Man betrachtete die Reichsversammlung so ziemlich allgemein hauptsächlich als Repräsentation, und die Wähler legten das größte Gewicht darauf, bekannnten Namen ihr Vertrauen zu beweisen. Rant, der Concurrent Berthold Auerbachs, dem er an Kunst der Composition nie nahe kam, in Bezug auf Echtheit und Naturrichtigkeit jedoch überlegen war, zählte zu denen, über die auch schon außerhalb der schwarzen Grenzpfähle gesprochen wurde. So wurde er am 14. August 1848 mit der Würde eines Abgeordneten betraut. Er machte keinen nennenswerten Gebrauch von derselben, er begnügte sich mit einer Statistenrolle. Seine bedeutendste Emancipation bildeten zweifelsohne die Worte, mit denen er, als im April 1849 die Deutschösterreicher das Frankfurter Parlament verließen, von diesem und von der einzigen politischen Episode seines Lebens Abschied nahm:

„Mit einem heiteren und einem weinenden Auge scheidet Deutschösterreich von Euch; weint über seine schönen Träume, die es an Euer Herz geführt; es lächelt über Euren Wahn, um welchen ihr es scheiden macht. Mit Kindesbangigkeit legen wir Euch das Vaterland ans Herz. Segt es, wie es guten Söhnen ziemt, die nun die Sorge ganz allein auf sich genommen haben; liebt es mit der vollen Kindesliebe, die nun berufen ist, des Vaterhauses Glück und Lust zu schaffen; schützt es mit der ganzen Wachsamkeit und Kraft, die Euch die Ehre auferlegt im Namen Eurer ganzen Nation. Unsere Verbannung wird erträglicher, sofern es Euch im Vaterlande wohl ergeht. Einen Schmerz erspart uns in Zukunft: daß wir des Vaterlandes Wangen gramgefurcht, sein Auge thränenschwer, die Locken grau geworden sehen, wenn wir nicht einst zum zweitenmale uns durchgeschlagen haben an sein Herz. Mit vielen Feinden habt Ihr aufzunehmen, gekrönt und nicht gekrönt, nach innen und nach außen. Rüstet und seid wachsam. Brüderlichen Herzens will Deutschösterreich sein Ohr erwartungsvoll an die Grenzen legen, um Euch nimmer, trotz der Trennung, in Gefahr allein zu lassen!“ ...

Politisch hatte Rant Bankrott gemacht; in anderer Hinsicht verschaffte ihm aber der Frankfurter Aufenthalt reichen und dauernden Gewinn. Vor allem dem Literaten. Der Desterreicher mußte damals ja immer zuerst den „Linienwall“ durchbrechen, um Licht und Luft für sein Schaffen und Geltung zu gewinnen. Rant trat als Abgeordneter zum Kollegen Ludwig Uhland in engere Beziehung und durch diesen späterhin mit vielen anderen Würdenträgern der Republik der Geister, mit dem Aesthetiker Vischer, mit Justinus Kerner, Gustav Schwab etc. Er nützte die ihm aus ehrlichem Herzen angebotene Gastfreundschaft des einen und des anderen und führte einige Zeit hindurch ein frohes Wanderleben, das seine Muse befruchtete.

Doch zog's ihn stets wieder nach Frankfurt zurück. Er war als ein Unfreier daraus fortgegangen. Er hatte dort einen wichtigen Gegenstand ins Depot gegeben: sein Herz. Eine Rheinpfälzerin, die Tochter eines bayrischen Staatsbeamten, hatte es dem Herrn Ex-Abgeordneten angethan, und er kam nach Frankfurt zurück, um sie zu fragen, ob sie nicht Frau Rant heißen möchte. Das Ergebnis der Erkundigung gestaltete sich günstig; nur eine monatliche Probezeit bedang sich der vorsichtige Vater aus, die der Bräutigam mit Auszeichnung bestand. Am 4. September 1852 wurde endlich Hochzeit gemacht, und Rant machte mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach dem geliebten Böhmerwalde. Er beabsichtigte anfänglich, sich in der Stadt, in der er seine Lebensgefährtin kennen gelernt, dauernd niederzulassen, mußte sich aber nothgedrungen für das billigere Weimar entscheiden. — — —

In Arbeit verfloß sein langes Leben. Er mußte viel auf der Schattenseite wandern und fand nur larmen Sonnenschein. Desto inniger freute er sich desselben. Wie das Herz eines jeden wahrhaftigen

Künstlers ist auch das seine immer kindlich geblieben und unverwelkt. Als Dichter alterte er über seine Jugendjahre nicht hinaus.

Das spricht so recht deutlich auch aus dem Rant'schen Manuscript, dem Beginn seiner Autobiographie, in dessen Besitz ein Zufall den Schreiber dieser Zeilen setzte. Das Idyll offenbart in charakteristischer Weise die feine, beschauliche Erzählungskunst des einst so beliebten, ja gefeierten Autors, dessen Ruhm ein langlebiger zu sein verdient hätte.

Man berichtet jetzt von einer funkelnelneuen, wunderbaren Entdeckung. Es soll gelungen sein, das menschliche Auge als photographischen Apparat zu benützen. Wenn man einen Gegenstand, heißt es, sehr scharf fixiert, so etwa wie es die Hypnotisierer fordern, und hierauf eine besonders präparierte, lichtempfindliche Platte ansieht, so entwickelt sich auf dieser das geschaut Bild.

Ein solcher Photograph war Rant. Dies möge seine hinterlassene biographische Schilderung erhärten, die den Titel führt: „Aus dem Elternhaus“, Erinnerungen von Josef Rant.*)

Ottomar Tau-Bergler.

Ein neuer Dichter.

Es gibt Leute, die einem die geschicktesten Sachen so sagen, daß man nichts davon hat. Sie mögen Stunden lang reden, es bleibt stille in uns. An seinen Worten lassen sie es nicht fehlen, doch sprechen sie immer bloß den Verstand an, unsere Seele hört nicht zu. Aber dann sagt plötzlich jemand hinter uns: Wollen Sie ein Stückel Zucker oder zwei? Und siehe, plötzlich horchen wir auf, es wird in uns lebendig und wir wissen, daß wir diese Stimme nicht mehr vergessen werden. Es gibt Leute, die guten Tag so sagen, daß wir dabei ihre ganze Natur, ihr ganzes Wesen zu vernehmen glauben; in allen Worten lassen sie ihre Seele mitreden. Man sagt von ihnen: sie haben eben ihren eigenen Ton. Was das aber eigentlich ist, weiß niemand. Man glaube nicht, daß es von der Kraft oder Schönheit einer Stimme kommt. Nein, sehr schönen und warmen Stimmen kann der eigene Ton fehlen, heisere und dünne haben ihn. Man erinnere sich, was man oft auf der Bühne sieht. Da sehen wir oft junge Schauspieler sich mit Anstand, Takt und Geschmack bewegen, sie haben alle Mittel, sie sprechen gut, nichts möchte man anders haben, wir müssen sie loben und sind doch sogleich gewiss, daß aus ihnen niemals ein großer Schauspieler wird. Andere Anfänger beleidigen durch Unarten und excessive Geberden, sie können nicht gehen, sie schreien rauh oder schrill, sie betonen falsch und doch fühlen wir, daß in ihnen ein Künstler steckt. Sie haben eines vor jenen voraus: man hört ihnen zu. Man kann sie vielleicht nicht ausstehen, man mag sie hassen, ja verabscheuen, aber man hört ihnen zu. Treten sie auf, so wird es still, alle lauschen, man hört ihnen zu. Man sagt dann auch wieder: sie haben eben ihren eigenen Ton. Das heißt, ihre Seele, ihre Natur, ihr Wesen oder wie man das nennen will, was den besonderen Menschen ausmacht, ist so stark, daß es gleich in jede Geberde, in jedes Wort, ja in jeden Schritt dringt und in den letzten Spitzen ihrer Aeußerungen noch vernehmlich ist. Je länger man über die Kunst nachdenkt, desto gewisser wird es einem, daß das allein in allen Künsten das Entscheidende ist. So einen eigenen Ton zu haben, das ist alles. Wer seinen eigenen Ton hat, den wird man einen Künstler nennen dürfen. Es ist dann erst noch die Frage, ob er seine Kunst auch ausüben kann, und diese Kunst kann eine gute oder eine schlechte sein, indem sie unsere Cultur fördert oder hemmt; das wird dann seinen Wert bestimmen. Aber ein Künstler ist er immer, wenn er die Kraft hat, in jeder Bewegung sein ganzes Wesen herzugeben. Das ist auch das Einzige, was man nicht lernen kann. Man kann sich einen eigenen Ton nicht machen, wie man sich schöne Augen nicht machen kann. Alles andere ist heute zu haben. Jeder gebildete Mensch kann heute dahin gebracht werden, einen Gedanken oder ein Gefühl in Versen angemessen auszudrücken oder die Zustände seiner Welt in einem Romane gerecht zu schildern. Solche Bücher erscheinen jetzt jede Woche. Man kann nichts an ihnen tadeln, sie haben keine Fehler, es ist alles in Ordnung. Nur hüte man sich, ihnen zu nahe zu kommen; man darf nicht intim mit ihnen verkehren wollen: sonst wird man erschrecken. Es geht einem dann, wie wenn man sich durch eine Wachsfigur täuschen läßt. Diese Figur sieht ganz wie ein lebendiger Mensch aus, trägt wirkliche Kleider, hat wirkliche Haare und sitzt mit der größten Natur da. Läßt man sich jedoch täuschen und faßt sie an der Hand, so erschrickt man: sie ist kalt und starr und hat kein Leben. So sehen jene Bücher aus, als ob sie wirklich wären, und nehmen mit der größten Natur die Haltung von Kunstwerken an, aber man darf sie nicht anfassen, man darf sie nicht umarmen wollen. Sonst fühlt man, daß sie nur Wachs sind und kein Leben haben.

Vor ein paar Tagen ist bei S. Fischer in Berlin ein Buch von einem Herrn Peter Altenberg erschienen, das „Wie ich es sehe“ heißt. Wenn ich mich bestimme, was denn wohl eigentlich an diesem Buche so ungewöhnlich stark auf mich gewirkt haben mag, so kann ich es nur mit diesem Worte sagen: es hat durch und durch einen eigenen Ton. Diese Stimme haben wir noch nie vernommen; hier spricht jemand, den wir nicht mehr vergessen können. In seinem Munde wird jedes Wort neu und lebt auf; wir glauben es zum ersten Male zu

*) Die Laborlinie, welche als tschechische Einbruchstation unter der Wiener Bevölkerung heitere Popularität genoss.

*) Vgl. S. 80 dieses Heftes. D. Red.